

Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

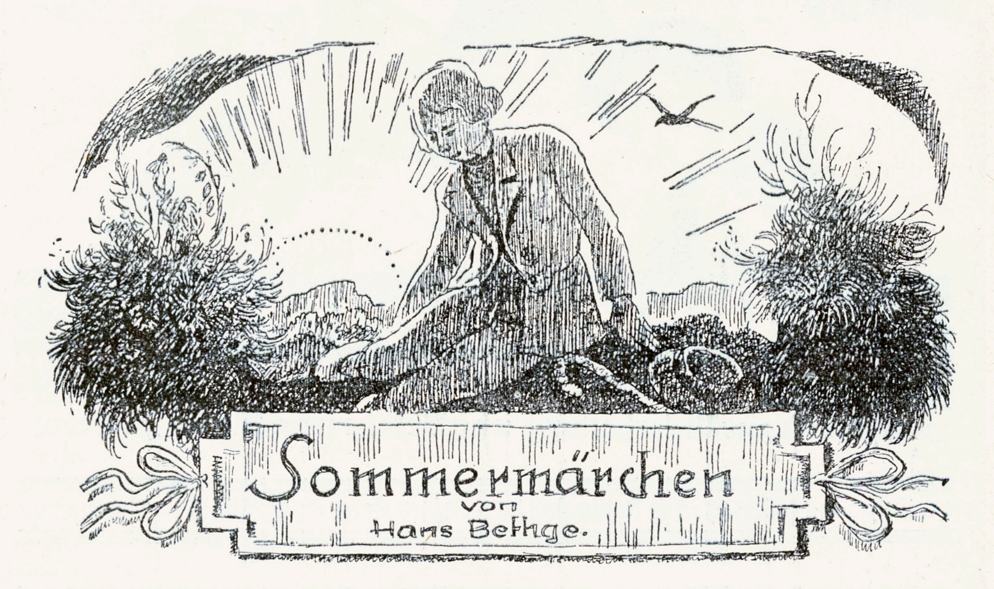
— vom kleinen Coco —

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 22

Nach einem Gemälde von Hans Treiber.

Erntezeit.



Hast du schon in der Andacht eines Sommerabends die Grillen auf den Feldern singen hören?

Es ist ein Gekling von zirpenden Tönen, das sich in die Stille ergießt, das von der Wiese emporsteigt, wie ein süßes trauriges Lied.

Wenn du abends längs der Landstraßen oder Feldwege wanderst, hörst du im Schatten die kleinen Stimmen, heimlich, zart, wie beunruhigt durch die webende Finsternis. Wenn du dann in dem feuchten Grase, wo die Schritte unhörbar sind, herzuschleichst, um den unsichtbaren Sänger zu suchen, bricht die Stimme plötzlich ab.

Schon da ich Kind war, übte diese seltsame Melodie einen mächtigen Reiz auf mich aus. Ich machte oft halt, hörte lange zu und gab mich ganz dem eigenen Zauber dieser klagenden Töne hin. Sie gewannen noch größeren Reiz, als ich eines Tages das folgende Märchen erzählen hörte:

Es war einmal in einem Dorfe ein armer Tropf mit Namen Michel. Er war ein kleiner Kerl, ging in zerlumpten Kleidern, war furchtsam, bleich und so zart, daß man glaubte, der geringste Windzug hätte ihn davontragen müssen. Mit seinen großen, traumverlorenen Augen, dem zottigen Haar und den dünnen Beinen sah er gar wunderlich aus, wenn er die staubige Landstraße dahinzog, die Schafe seines Herrn vor sich hertreibend. Man ersparte ihm keine Demütigung und machte sich überall lustig über ihn. Die Taugenichtse des Dorfes quälten ihn derart, daß er oft im geheimen bittere Tränen vergoß. Die Bauern stießen ihn roh beiseite, wenn er ihren Weg kreuzte. Es war ein unglückliches Kind.



Michel hatte einen tiefen Widerwillen gegen alle Menschen bekommen. Täglich zog er mit seinen Schafen so weit wie möglich von ihnen fort, verbarg sich in die abgelegenen Tiefen der Wälder, in die stillen Einsamkeiten ferner Täler, wo er träumte. Zuweilen überraschte ihn dort die Dunkelheit des Abends mit ihren grauen Nebelschleiern. Dann eilte er mit hastigen Schritten, durch das geringste Geräusch in Schrecken versetzt, heimwärts, indem er scheue Blicke in die Finsternis warf. Und wenn er vor der Hütte ankam, in der ihn sein Herr erwartete, wagte er kaum an die Tür zu klopfen, aus Angst vor den Schimpfworten, die ihm aus dem Mund des Bauern bevorstanden.

Eines Abends, nach einem Tage drückender Hitze, die dem ermüdeten Burschen die Augen

geschlossen hatte, erwachte er mit einem dumpfen, schmerzenden Gefühl im Kopf. Die Schatten verbreiteten sich um ihn her. Aus einem Grasbüschel, ganz nahe seinem Ohr, klang der leise Gesang einer Grille. Das Kind erhob sich mit Mühe und tauchte die Augen in die Dunkelheit, dorthin, wo sich das Tierchen verbarg. Auf seinem Gesicht erstand eine stille Freude. In seinen Augen leuchtete es wie ein Wunsch. Seine Schläfen begannen heftiger zu schlagen. Dann, nachdem Michel eine Weile unbeweglich zugehört hatte, tauchte er die Hand in das Gras und suchte darin mit ungeschickten Gebärden.

Die Grille erschrak und schwieg. Der Abend ringsumher ward dunkler, und die Tiefen des Gehölzes erfüllten sich mit geheimen Nebeln. Sterne begannen an dem fernen, sanften Himme. aufzublitzen. Ganz in der Ferne des Schweigens hörte man die klare Melodie eines klagenden Vogels.

Michel durchwühlte noch immer das Gras, um den unsichtbaren Sänger zu finden. Eine fiebernde Erregung ließ ihn in der Frische des sinkenden Taues zusammenschaudern. Die großen Bäume mit ihren unbestimmten Silhouetten umgaben ihn wie geisterhafte Phantome. Geängstigt, ermüdet durch sein fruchtloses Suchen, fühlte er, wie sich eine tiefe Lähmung seiner bemächtigte. Er streckte sich auf dem kalten Boden aus, fiebernd, und schloß die Augen. Während der Himmel über ihm in dem Gefunkel all seiner Sterne erstrahlte, schlief er allmählich ein, verloren in Einsamkeit und Finsternis . . . .



Er sah darauf, wie sich im Schatten ein kleines, niegesehenes Wesen erhob, von großem Liebreiz und glänzender Farbe. Eine Krone bedeckte sein Haupt. In seiner zarten, ausgestreckten Hand hielt es ein winziges Zepter.

„Ich bin die Königin der Grillen", sagte das Wesen mit feiner singender Stimme und lächelte.

„Oh," flüsterte das Kind im Traume, „ich möchte so gern, daß du mich mit dir nimmst. Ich bin sehr elend auf dieser Welt, wo mich niemand leiden mag und mich alle verachten. Ich möchte so gern mit dir gehen, dahin, wo ich nicht mehr zu weinen brauche, dahin, wo man singt wie du!"

„Dein Wunsch sei erfüllt", sagte die Grille. „Komm!"

Und während sich ein Wind aufmachte, kühl und von einem seltsamen Duft erfüllt, schwebten die beiden von dannen, in das geheimnisvolle Königreich des ewigen Glücks . . .

Am folgenden Tage, als man das Gehölz durchforschte, um den kleinen Hirten und die verirrten Schafe zu suchen, fand man Michel leblos im Grase liegend, durchnäßt von Tau, mit bleichem Antlitz, auf dem ein Ausdruck unendlicher Zufriedenheit lag.

Ganz nahe der alten Kirche grub man ihm ein Grab. Es liegt verborgen unter dichtem Gras. Oftmals, sagt man, erklingt beim Sinken der herbstlichen Abendnebel unter dem Grabstein ein silbernes Tönen wie schwermütiger Grillengesang . . .

Erntezeit.

Von J. Abendrot.

(Zum Titelbild)

In den dunklen Schoß der Erde
Senkt der Sämann seine Saat,
Daß sie Frucht und Fülle werde,
Brotgewordne goldne Mahd.

Hurtig heben hundert Hände
Froh den halmgewordnen Keim.
Sonnetrunkne Himmelsspende
Segen über Herd und Heim!

Horch — schon rollt es wie Gewitter;
Wolken jagen, schwer und dicht!
Schneller schreitet nun der Schnitter,
Der die letzten Garben flicht.

Müde — müde stehn die Pferde
Von des Mittags Glut und Glast.
Bald geht's heim zum trauten Herde
Mit der goldnen Garbenlast.



Ferienkinder.

Ein Scherzgedicht von Richard Zoozmann.

Sieh, wie dort überm grünen Rasen rasen
Die Kinder und in lustigen Sprüngen springen,
Auf Pfeifen pfeifen und auf Blasen blasen
Und sich im Spiel auf leichten Schwingen
schwingen.
Doch die sich auf dem Erntewagen wiegen,
Wo Garben hoch und dicht in Lagen liegen,
Wer Hühner jagt und neckt die zagen Ziegen,
Die wird der Bauer bald beim Kragen kriegen
Und ihre Untat mit dem Rechen rächen,
Wenn sie nicht schleunigst das Versprechen
sprechen,
Daß sie nicht Dinge mehr, so grause, treiben —,
Sonst müssen künftig sie zu Hause bleiben.
Drum, Kinder, lebt ihr auf dem Lande ländlich,
Treibt's nicht zu eurer Eltern Schande schändlich.



Nun darf mein Tal den Sommer grüßen,
Es ist den stillen Tagen hold.
Wie ruht es schimmernd mir zu Füßen
In seines Erntesegens Gold!
Die schmalen Weizenfelder träumen
Von Märchen, die der Nachtwind sang;
Ein Höflein, halb versteckt in Bäumen,
Liegt weltvergessen nah am Hang.

Das ist ein Heim nach meinem Sinne,
Ein Eiland, das kein Meer umstürmt!
Rings Zelg an Zelg, und mitten inne
Das breite Dach, das herrlich schirmt.
Die weißen Fensterkreuze wissen
Von Stuben, die voll Sonne sind.
Wer möcht' des Gartens Wildnis missen,
Die Zaun und Bänklein bunt umspinnt?

Ich weiß, dort liegt kein Schatz vergraben,
Doch duftet braunes Brot im Schrein;
Und blonde Mägdlein, muntre Knaben,
Die lassen Kümmernis nicht ein.
Horch! Ihre hellen Stimmen klingen,
Ein Dengelhammer singt darein; —
Könnt' ich des Schicksals Gunst erzwingen,
Dies Höflein müßt' mein eigen sein!

Alfred Huggenberger

Eine „staubige" Unterhaltung.

Von Richard Gersdorff.

Bei Professor Steinbrink war es doch urgemütlich, und das besonders an den langen Winterabenden, wo mancher oft nicht weiß, wie er die Zeit totschlagen soll.

Wenn Professor Steinbrink zum Abendessen gebeten wurde an den großen, runden Familientisch, dann legte er die Feder beiseite und klappte die Bücher zu. Sein Tagwerk war damit beendet; denn nach dem Abendbrot blieb er fröhlich im Kreise der Seinen. Manche heitere Geschichte wußte er zu erzählen aus seiner Studentenzeit, und dabei lachte die liebe, alte Großmutter, die immer am Ofen saß, recht herzhaft mit. Doch nicht nur gescherzt und gelacht wurde bei Steinbrinks. Nein! Oft auch erzählte er von den Wunderdingen in der Natur, von leuchtenden Sternen, bunten Käfern und schillernden Schmetterlingen; und das verstand er so interessant zu machen wie kaum ein zweiter. Seine drei Kinder horchten dann immer ganz gespannt zu.

Heute saß nun der Professor gemütlich im Lehnstuhl und schmauchte sein Pfeifchen. Ruth, seine Tochter, arbeitete an einer Handarbeit, während Gerhard, der älteste Junge, an ein paar Brettern herumbastelte, aus denen er sich ein Flugzeug bauen wollte. Und Ernst, der dritte, saß am anderen Ende des Tisches in ein dickes Buch vertieft. Er wollte auch einmal Professor werden. —

Die Stille im Zimmer wurde dann und wann unterbrochen durch das Scharren der Laubsäge und das Hüsteln der guten Großmutter an ihrem Lieblingsplatze am Ofen. Jetzt sah Ruth von ihrer Handarbeit auf und sagte: „Vater, als ich heute morgen an deinen Büchern Staub wischte, dachte ich so daran, daß doch der Staub eigentlich etwas Häßliches, Überflüssiges ist. Er macht uns viel Verdruß und bezweckt nichts. Ich habe mich schon oft gefragt: Hat der Staub irgendeine Bedeutung? — Bitte, sage mir doch mal, wie steht's damit?"

Bei dieser Frage hatte Ernst von seinem Buche aufgeblickt und wartete nun auch gespannt auf die Entgegnung des Vaters. Das interessierte ihn sehr, was da nun kommen sollte.

Der Professor rückte seinen Lehnstuhl ein wenig zurecht und begann: „Siehst du, Ruth,



Die Bestandteile des Staubes.

Aus R. France: „Das Leben im Ackerboden", nach einer Originalzeichnung des Verfassers; Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, Preis: RM. 1,50 geb.

so wie du denken die meisten Menschen: Der Staub taugt zu nichts in der Welt, und sie würden ihn, wenn es in ihrem Können stände, ganz verbannen. Doch damit würden sie ein großes Unheil anrichten; denn der Staub ist etwas Notwendiges in der Natur!"

Jetzt lauschte auch Gerhard. Das mußte er mit anhören. Still legte er seine Bretter und Laubsäge beiseite. So achtete das Kleeblatt mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte des Vaters, der nun fortfuhr:

„Das mag euch gewiß seltsam klingen; aber

es ist tatsächlich so. Der Staub ist auf Erden genau so notwendig wie die Luft! — Morgen werde ich euch ein Experiment vormachen, was euch das erklären wird. Unter die Glasglocke meiner großen Versuchsluftpumpe werde ich staubfreie Luft bringen. Wenn ich da nun Wasserdampf einlasse, was mag dann wohl geschehen?"

„Dann kühlt sich dieser unter der Glocke ab und setzt sich in Tropfen nieder!" antwortete Ruth, die sich in der Schule in Physik eine dicke 1 für das Zeugnis erworben hatte.

„Nun," sagte der Professor, „das geschieht bei reiner, staubfreier Luft nicht! Sobald ich aber staubhaltige Luft dazupumpe, bilden sich Tropfen unter der Glasglocke. Ihr seht also: Staub ist nötig zur Tropfenbildung. — Genau so ist es draußen in der Natur. Da ist der Staub Bedingung für die Regenbildung. Eine Erde ohne Staub wäre eine Erde ohne Regen. Und eine Erde ohne Regen wäre doch ein schlechtes Ding für unsere Landwirtschaft. So hat der Staub seine große Aufgabe im Haushalte der Natur!"

Vater Steinbrink machte eine kleine Pause, und alle horchten auf. Was war das doch für ein seltsames Geräusch in der Stube? — Schnell war's heraus: Großmutter am Ofen war eingeschlafen und schnarchte laut. Das Thema vom Staub war ihr scheinbar nicht interessant genug gewesen. —

Gerhard fragte nun: „Ja, wird denn der Staub nicht einmal ganz verbraucht sein? Wo kommt denn neuer her?"

Da begann „Professor Ernst", der 10jährige, begeistert seine Rede: „Das ist doch einfach! Das dürftest du auch wissen: Hast du denn noch kein Auto im Sommer fahren sehen? Die Autos machen so viel Staub, daß der meiner Meinung nach reicht!"

Professor Steinbrink mußte bei den Worten seines Jüngsten ein wenig lächeln. „Ja, die Automobile wirbeln wohl Staub auf. Aber das ist viel zu wenig! Ich will's euch mal sagen, was wir in der Natur für Staubbildner haben. Zwei ganz große sind's, die ihr auch beide mit Namen kennt. Zuerst sind es die Wüsten. Ungeheure Mengen von Staub steigen dort auf und werden weit, weit fortgetragen. Unsere Gelehrten haben nachgewiesen, daß hier in Deutschland Staubfälle vorkommen, die aus der großen afrikanischen Wüste, der Sahara, stammen. Dann spenden uns die Vulkane, die feuerspeienden Berge, sehr viel Staub. Ein Beispiel davon: Im Jahre 1815 brach auf der Insel Sumbawa, die zu den niederländisch-indischen Sunda-Inseln gehört, ein Vulkan aus; der schleuderte so viel Aschemassen hinaus, daß man daraus etwa acht bis neun Berge hätte bilden können, so groß wie der Vesuv, den ihr ja aus euren Schulbüchern gut kennt!"

„Ooh . . .!" machten da alle drei wie aus einem Munde. Im Geiste sahen sie den feuerspeienden Berg, wie er seine glühenden Lavamassen hinausschleuderte . . . Und das Schnarchen der Großmutter hinterm Ofen schien das Getöse beim Ausbruch des Vulkans zu sein.

Vater Steinbrink fuhr fort: „Überall umgibt uns der Staub. Mit jedem Atemzuge schlucken wir ihn. Ihr werdet erstaunt sein, wenn ich euch jetzt einmal sage, woraus ein Staubkörnlein besteht. Der große Naturforscher R. H. France hat ein Staubhäufchen einer Großstadt untersucht und folgendes darin gefunden: Mineralkörnlein, Algen, Schimmelpilze, Pflanzen- und Tierhaare, Wollfäden, Rußflöckchen, Oeltropfen (aus dem Rauch der Fabrikschornsteine), Pilze, Hefezellen und anderes."

„Hu!" — „Wie schrecklich!" — „Und das Zeug müssen wir einatmen?" — So riefen die drei durcheinander. Von dem Schreckensruf war auch die gute, alte Großmutter geweckt worden. Sie reckte und streckte sich und sagte dann: „Jetzt sind wir lange genug wach gewesen. Wir wollen nun schlafen gehen! Ihr werdet sicher müde sein!" —

Und so kam es dann auch. Bald lagen alle in süßen Träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Ruth jetzt wieder Staub wischt, denkt sie noch gern zurück an den schönen Abend, wo der Vater vom Staub erzählte. Ja, nichts ist unnütz in der Natur — auch nicht der Staub!



Badelust.

von

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Juchhei, ihr Sommerwochen!
Ihr Tage, goldig-heiß!
Seid mir im ganzen Jahre
Die schönsten, die ich weiß!

Denn wenn die liebe Sonne
Recht auf uns niederbrennt,
Geht's Baden an, — und Wasser,
Das ist mein Element.

Der See an unserm Hause
Winkt mir: „Du, komm herein!"
Und aus den Kleidern schlüpfend,
Hüpf' lustig ich hinein.

Das Tauchen hier und Tummeln
Macht mich so stark und frisch;
Hin durch die Wellen paddelnd,
Fühl' ich mich wie ein Fisch.

Und kann ich auch erst schwimmen
Auf einem Bein, glaubt mir:
Nicht lange mehr, so bin ich
Der beste Schwimmer hier!

Die Wasserscheuen, juchhu!
Sind mir beim Spiel ein Sporn:
Mit kräftiger Wogenladung
Nehm ich sie mir aufs Korn.



Der Sommerregen

von Hugo Salus

„Wieso regnet es, Vater? Wie kann das denn sein?
Früh blauer Himmel und Sonnenschein,
Jetzt alles grau und Millionen Tropfen,
Die auf die Erde niederklopfen.“
„Ihr Kinder, ich sag euch, was ich davon weiß,
Heut war es auch droben im Himmel sehr heiß,
Da war es den Englein beschwerlich zu fliegen,
Und wollten doch träg auf den Wolken nicht liegen.
Droben fließt durch die Wiesen und sonnigen Aun
Der Himmelsstrom, wunderbar anzuschaun,
Mit großen und kleinen, dunklen und hellen
Sonnenbestrahlten, rauschenden Wellen.
Die laden die durstig flatternden ein:
Ihr Englein, steigt doch in uns herein!
Wir wollen uns kühl an die Glieder euch schmiegen,
Dann werdet ihr selig von dannen fliegen.
Drängt nicht so, Englein, es ist euch doch warm! —
Aber der ganze Engelsschwarm
Hat sich auf einmal ins Wasser gegossen,
Daß seine Ufer gleich überflossen.
Welch' ein köstliches Bad ist das!
Seht, das überfließende Naß
Tropft dann nieder als himmlischer Segen
Auf die Erde, und das ist der Regen!
Stellt euch nur vor, wie die Erde den trinkt,
Der ihr Gruß aus dem Himmel bringt!
Ich bin schon fertig; doch ihr bleibt noch stehn?“
— „Weil wir die badenden Englein sehn!“

Von Albrecht Dürer.

Von Wilhelm Pültz, Lehrer.

Als das sechzehnte Jahrhundert in die Wege gelaufen war, die kommende Religionskämpfe und der Streit um die Habsburgische Weltmacht, dräuenden Wetterwolken gleich, überschatteten, pfiffen es die Spatzen von allen Dächern der freien Reichsstadt Nürnberg, und alle Schusterjungen sangen es mit den Reimen des jungen Hans Sachs, daß Albrecht Dürer ein Meister der hohen Malkunst sei, der seinesgleichen in deutschen Landen suche. Und über ihn, der in schöpfungsstiller, weltabgewandter Klause mit dem Griffel seelenvoll überhauchte Bilder schuf und mit dem Schnitzmesser ein rohes Stück Holz bearbeitete, bis er seinen grimmen Schmerz daran ausgetobt hatte, wußte sich das Volk eine Reihe anmutiger Histörchen zu erzählen, deren einige zu des Meisters Ruhm hier aufgezeichnet werden sollen.



Albrecht Dürer: Hieronymus Holzschuher.

Es ist bekannt, wie zurückhaltend Albrecht Dürer in seinen Ansichten, und wie bescheiden er hinsichtlich seiner Leistungen war. Als aber einmal die Nürnberger Künstlerschar auf einem Festballe zusammenkam, ihre Mätzchen und Kunststücklein pries und den Pegasus ihrer Gepflogenheiten einer staunenden und verblüfften Gesellschaft in allen Gangarten vorritt, da konnte Dürer wegen der Unverschämtheit der schwatzenden Mäuler, die unaufhörlich Stichelreden in seinen stillen Winkel schossen, nicht länger mehr an sich halten. Aufspringend, zog er mit einem Stück Kreide auf der löcherigen, unebenen Holzplatte des Tisches einen gewaltigen Kreis, daß man vor Schnelligkeit kaum zusehen konnte, wie das aus dem Handgelenk herausfiel, und hieb mit der Kreide zornig den Mittelpunkt hinein. Da schauten die Herren doch ein wenig verdutzt, als vor ihnen der Kreis in klingender Linienherrlichkeit erstrahlte. Um aber dem verhaßten Emporkömmling, dem Fürsten und Herzöge ihre Gunst geschenkt hatten, den Pelz einmal gehörig zu lausen, brachten sie alsbald Zirkel und Meßinstrumentlein herbei, um am Wesen des drehenden Kreises dem Meister die gesamten Fehler und Unzulänglichkeiten seiner Kunst vor Augen zu führen. Aber wehe — soviel sie auch rückten und probierten und den leuchtenden Mittelpunkt zu verschieben trachteten, nicht um ein Quentlein wich der Verlauf des Kreisbogens der deutenden Zirkelspitze. Da riefen die Ehrenmänner „Ah!"

und „Oh!", und wußten vor tödlicher Scham dennoch nicht, was sie zu der tollen Geschichte sonst noch sagen sollten.

Viel Neider und Widersacher erwuchsen Dürer dessentwegen, weil er den kunstsinnigen Kaiser Maximilian I. zu seinen persönlichen Freunden zählen durfte. Einmal, als der Kaiser in Dürers Stube am Burggraben trat und der Meister dem hohen Besuch einen Stuhl zuschob, sprach der Kaiser: „Gebt mir einmal ein Trümmlein Kohle, Dürer! Ich brauch' eine kleine, geschnitzte Truhe, die so und so ausschauen soll!" Damit warf Maximilian ein paar ungeschickte Striche auf das Pergament. Aber der Kohlenstift wehrte sich, jammerte hellauf und zerbrach, worauf Dürer dem Kaiser einen neuen reichte. Aber auch dieser, von den ungeschickten Händen gedrückt, barst, daß der Kaiser erzürnt das Pergament zerknüllte und in den Kamin warf. „Ich weiß schon, was Ihr meinet, Herr!" rief Albrecht Dürer lächelnd. „Sehet her!" Und er entwarf mit raschen, formsicheren Strichen einen anmutigen, ornamental-durchgeführten Deckel eines Kästchens, wie es der Kaiser in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ausdenken können. Maximilian nickte zufrieden: „Daß Ihr der höchste Formmeister der Gegenwart seid, Dürer, das wußt' ich längst! Aber sagt mir: Was ist es, daß ich den toten Stift nicht zu halten vermag wie Eure Hand?" „Lieber Herr!" sagte Dürer, und um die Lippen des gütigen Greisengesichtes spielte ein weises, frohes Lächeln. „Glaubet Ihr, daß ich Euer Herrscherzepter zu halten vermöchte? Und wenn ich's tausendmal versuchen wollt', so würd' es unter meiner Hand dennoch zerbrechen! Drum Euch die Macht und uns die Kunst! Herr, ich wähn', wir sind gute Freunde!"

Bald hat es sich herausgestellt, wie der gütige Kaiser seinem Freunde zugetan war. Ein halbes Jahr später nach jener Unterredung trafen Dürer und der Kaiser unvermutet wieder zusammen. Dürer hatte den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Fassade eines städtischen Baus mit Darstellungen aus dem Leben des heiligen Franziskus zu versehen. Wie er nun das Gerüst aufgerichtet hatte und auf einer himmelhohen Leiter den Kopf eines Adonisjünglings mit hingebungsvoller Wucht aus dem Kasten herauszustreichen begann, kam just der Kaiser vorüber und lugte in die Höhe. Wie nun der Maler heruntersteigen wollte, den hohen Besuch zu begrüßen, geriet die Leiter auf einmal ins Schwanken, so daß augenblicklich jähe Angst in Maximilians Herz fiel. Rief er hinauf: „Dürer, bei Verlust meiner Gnade, bleibet hocken!" Aber dies fruchtete wenig, denn irgendwo schien sich eine Schraube gelockert zu haben, so daß das Baugerüst in ein gefährliches Schwanken geriet. „Zugreifen!" schrie der Kaiser und warf seinen Mantel ab. „Halt doch einer dem Dürer die Leitern!" Allein die Ritter und Edelherren, die rings im Kreise standen, machten keine Anstalten, anzupacken, sahen sich einander mit hochgezogenen Brauen an und murmelten, es liege ihrer Würde fern, sich allzu weit zu vergeben, einem Maler die Leiter zu halten und wohl gar noch seine Farben zu reiben. „Alfanzereien!" rief der Kaiser, und eine glühende Röte schoß in sein Gesicht. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, trat er zur Leiter und hielt sie mit starken Armen, bis Dürer herabgestiegen war, seinem hohen Freunde die Hand zu schütteln und das Gerüst zu befestigen. Da konnte sich's der Kaiser dennoch nicht versagen, den Hofschranzen ein kleines Lichtlein aufzustecken: „Ritter wie euch, kann ich alle Tage haben, soviel mein Herz verlangt, 's ist auch nit schad um einen! Aber einen Dürer schafft mir kein Teufel und kein Herrgott mehr!"



von Ernesto G. Rothe

Auf, ihr Mädels und ihr Jungen! Den Atlas herbei und die Weltkarte aufgeschlagen: Bremen, Holland, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Afrika, Kanarische Inseln, die Insel Fernando Noronha, all das liegt hinter uns. Hui, war das eine Fahrt auf dem großen, stampfenden Dampfer! 2000 Menschen fahren mit uns, eine richtige kleine schwimmende Stadt ist er. In 22 Tagen haben wir 5500 Seemeilen (über 10 000 Kilometer) zurückgelegt, oder eine Strecke rund 8 mal so lang wie der ganze Rheinstrom, von der Quelle bis zur Mündung gemessen. Wie hat der Sturm unterwegs die Backen vollgenommen und turmhohe Wellen gegen uns geschleudert. Aber unser stolzes Schiff hat tapfer durchgehalten. Jetzt nähern wir uns der Küste von Südamerika. Fliegende Fische, nicht größer wie Heringe, flattern in ganzen Schwärmen vor unserem Schiff her, plötzlich aus dem Wasser aufsteigend und weit entfernt wieder untertauchend. Graue Delphine, riesige Fische, viel größer als euer Kleiderschrank, jagen sich lustig in den grünen Wellen. Hoppla, jetzt schießen die großen Kerle mit ihren langen spitzen Schnauzen einen Kobolz nach dem anderen, daß es nur so planscht. Hei! Wie sie um die Wette schwimmen, viel schneller als unser Schiff fahren kann. Da taucht in der Ferne ein dunkler, schmaler Streifen aus dem Wasser auf: Land! Brasilien! Mit einem Male kommen aus allen Himmelsrichtungen Dampfer angefahren, von denen wir vorher gar nichts sahen. Dort kommt ein englisches Schiff aus Indien, da ein japanischer Dampfer aus Japan. Aber nun qualmen aus ihren Schornsteinen doppelt dicke Rauchschwaden; das Ziel ihrer langen Reise winkt. Nun werden auch unsere Mitreisenden lustig, sie freuen sich, daß sie fortkommen von dem schwankenden Schiff und wieder festen Boden unter die Füße bekommen. Bei tiefster Nacht fahren wir ganz langsam in den weiten Hafen einer der schönsten Städte der Welt, Rio de Janeiro, ein. Welch ein Zauber! Es ist wie im Märchen aus Tausend-



und einer Nacht, nein, weit schöner. Millionen Lichter von Straßen und Häusern spiegeln sich im dunklen Wasser. Nun aber schnell die Sachen zusammengepackt und im schmalen Schiffsbett noch einmal 'rum geschlafen, denn morgen, wenn uns der Arzt untersucht und die brasilianische Polizei unsere Ausweispapiere in Ordnung befunden hat, wollen wir gleich unsere Koffer verfrachten und quer durchs Land in den Urwald an den Paranastrom fahren. Wohin eigentlich? Nun, zu unserm Freund Hänschen Frey und seinen Eltern, die da hinten, in dem kleinen Städtchen Porto Epitacao (oh, welch schweres Wort!) eine Kaffeepflanzung haben. —

Nun fahren wir schon den dritten Tag — ratatatratata — immerzu — immerzu — und noch hat's kein Ende. Wir sind ganz krumm und lahm vom vielen Sitzen, und die Hitze macht uns mächtigen Durst. Aber auf den vielen Stationen verkaufen kleine, nicht gerade sauber gewaschene Negerjungen mit viel Geschrei goldgelbe, saftige Ananasfrüchte (wie ihr sie in den Delikatessengeschäften schon sicher oft bewundert habt), saftige Orangen und Bananen, die hier in Menge wachsen.

Die Lokomotive wird mit Holz geheizt, weil das hier billiger ist als Kohlen (bei uns in Deutschland ist's gerade umgekehrt!), aus ihrem Schornstein prasselt deshalb ein Funkenregen, die glühenden Holzteilchen kommen zu allen Ritzen des Wagens herein. Wuppdich, habe ich ein Loch in meinem Anzug gebrannt. Ein Glück, daß es nicht mein bester ist. Der rote Lehmstaub will auch nicht zurückstehen, und alles wird bei langer Fahrt schokoladenbraun, Wäsche, Anzug, Gesicht und Hände. Da haben wir's in Deutschland doch besser, denkt ihr? Nun ja, wie man's nimmt! —

Wir fahren durch riesige Felder, die mit Zuckerrohr bestanden sind. Zur Zeit der Reife ist das Zuckerrohr eine hohe, armdicke, bläuliche Staude mit süßem, würzigem Saft, der in einer Mühle ausgequetscht und alsdann ausgekocht wird, das gibt einen feinen braunen Zucker. Die kleinen Brasilianer warten aber nicht bis zur Ernte, sondern schneiden sich einfach ein Stück Zuckerrohr ab und lutschen daran, wie ihr an der Lakritze. Der Scheinwerfer sendet einen grellen Lichtstrahl auf die Gleise vor uns, damit das



Vieh, welches immer frei umherläuft, verscheucht und nicht etwa überfahren wird.

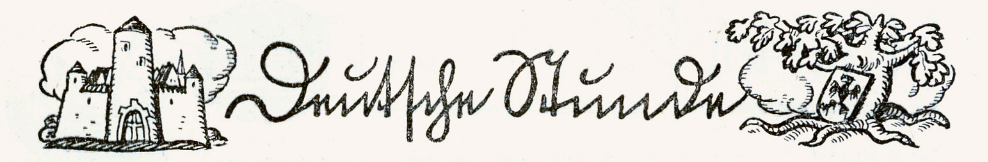
Wieder wird es Tag. Mit einem Schlage kommt hier die Sonne hoch, nicht wie bei uns allmählich. Der braunhäutige Schaffner kommt durch die Wagen und ruft auf portugiesisch: „Aqui Estacao porto Epitacao! Pronto!“ (auf deutsch: „Hier Endstation, Schluß!“) Die Bahnstation, vor welcher der Zug von seiner langen Reise hält, ist ein winziges Backsteinhäuschen. Aber wo mögen nur unsere Freunde stecken? Wir finden uns ja hier gar nicht zurecht! Hallo, da kommen Heinz und Vater Frey angeritten, beide auf schönen, braunen Maultieren, denn hier reitet jeder, wie bei uns jeder Rad fährt. Vater Frey hat noch drei Pferde an einer langen Leine hinter sich, für uns und unser Gepäck. Froh begrüßen wir uns, dann reiten wir nach Freys Hause, das 20 Kilometer abseits der Bahnstation liegt. Es geht im Huckeltrab auf schmalem Urwaldpfade dahin. Eine Affenherde springt mit mächtigen Sätzen von Zweigen zu Zweigen, unwillig über die Störung pfeifen sie laut und grunzen drohend. Dort rast ein Tatu (eine Eidechsenart, mit dicker Hornhaut gepanzert wie eine Schildkröte) über den Weg und huscht wie der Blitz in seinen Erdbau. Ehe wir all das Fremdartige erfassen können, bricht die Nacht herein. Jacus, eine Fasanenart, rufen sich gegenseitig mit langgezogenem ut — ut — ut — ut Gute Nacht zu. Große Eulen schwirren durch die Tiefe der Waldschatten mit gellendem, wildem Schrei. Plötzlich zieht Herr Frey seinen Revolver und schießt dreimal in die Luft, daß es nur so blitzt und donnert. Es ist das Zeichen, daß wir gleich am Ziele sind. Vielstimmiges Hundegebell antwortet uns, und gleich darauf kommt uns Mutter Frey entgegen und begrüßt uns auf das herzlichste. Im Hause, das aus dicken Baumstämmen gebaut ist, reinigen wir uns und setzen uns zu einem guten Abendessen zu Tisch. Es gibt schwarze Bohnen, dicken Reis und weißes Hühnerfleisch, das brasilianische Nationalessen. Hier in Brasilien ißt man auch zu Abend warm. Längst ist unter Erzählen Mitternacht vorüber, als wir uns todmüde zu Bett begeben, zum ersten Schlaf auf fremder Erde.

Gegen Morgen weckt uns aus tiefstem Schlaf dumpfes, tosendes Gebrüll. Erschreckt fahren wir hoch und wecken unseren Freund Heinz, der neben uns schläft: „Oh, es ist nur eine Onca (Tiger), die hier vorbeiläuft!“ sagt er ganz seelenruhig, und dreht sich auf die andere Seite. Na, wir denken schön, nur ein Tiger! Da können wir doch nicht wieder einschlafen. Es ist des Morgens, ehe die warme Sonne kommt, sehr kalt und nebelig, wir schleichen uns auf den Zehen hinaus, um Heinz nicht zu wecken. Einem riesigen, brennenden Ball gleich kommt die Sonne nun hinter den Bergen hervor. Nun rasch zum tiefen Brunnen, einen Eimer Wasser heraufgezogen und gewaschen. Langsam findet sich



auch die Familie Frey zum Waschen ein und dann geht's ins Haus zum Kaffeetrinken. Es gibt heißen, pechschwarzen Bohnenkaffee mit sehr viel Zucker (eine halbe Tasse voll Zucker nimmt man hier, denkt an!), dazu essen wir Douches (Biskuits). Draußen möchten wir gar zu gern mit den pechschwarzen Kindern der Arbeiter des Herrn Frey spielen, aber Heinz meint, wir sollten mit ihm mal nach den Kaffeeplantagen gehen. Wir kommen an großen Feldern von Wassermelonen vorbei. Das rosafarbene Fleisch dieser mächtigen brasilianischen Kürbisse schmeckt mit Zucker vermengt wunderbar. Da horch: wump — pump — wump — pump! Was ist das?

(Schluß folgt.)



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

(18. Fortsetzung.)

Die Auswahl der geistigen Kost.

Aus der unübersehbaren Fülle von Lesestoff mußt du sorgsam auswählen! Alles kann man nicht lesen, und falsch wäre es, wahllos dies oder jenes herauszugreifen, denn nur ein Teil ist lesenswert.

Ernähre deinen Geist nach den wohlerprobten Regeln für die leibliche Ernährung! Biete ihm also wertvolle und unentbehrliche Nahrungsmittel, nämlich belehrende, gedankentiefe Bücher, erfreue und erfrische ihn hin und wieder durch „wohlschmeckende" Genußmittel — das sind die angenehm unterhaltenden, spannenden und lustigen Geschichten usw. —; bewahre ihn aber vor schädlichen, gefährlichen Giften, nämlich vor den weitverbreiteten sogenannten Schund- und Schmutzschriften!

Mit allem Nachdruck und gar ernsthaft möchte ich dich auffordern: Wähle mit aller Sorgfalt deine geistige Kost aus; denn genau so groß wie der Nutzen des guten und wertvollen Buches ist auch der Schaden des schlechten und wertlosen! Ein einziges Buch wirkt oft entscheidend auf das Leben eines Menschen ein, ohne daß er den Nutzen oder Schaden sogleich oder überhaupt bemerkt. Meide die Schundschriften! Die Gefahr ist groß; denn meist sind sie sehr billig und verlocken durch ihre grellbunten Umschlagbilder, die einen sehr interessanten Inhalt vortäuschen, den Unerfahrenen zum Kaufen. Ihr Inhalt ist aber nur ein in minderwertigem Stil verfaßter, kläglich-lächerlicher Kitsch, der dem betrogenen Leser ein völlig falsches Bild von der wirklichen Welt entwirft. Raub, Mord, gräßliche Katastrophen, Roheiten und Albernheiten spielen die Hauptrolle. Der gedankenlose, jugendliche Leser fällt auf den Schwindel herein; er glaubt das Unnatürliche, ja Unmögliche und — richtet sein Leben danach ein. Dieses Gift stopft Gehirn und Herz voll falsche Ansichten und Ideen, und schon mancher hat im Gefängnis diese Schundhefte verflucht, deren Lügen er geglaubt hatte.

Den wirklich guten Lesestoff kann ich nicht im einzelnen aufzählen, das füllte ein dickes Buch. Ebenso gibt es kein sicheres Erkennungszeichen für den Schund; denn es gibt auch gute spannende Räuber- und Indianergeschichten usw. und gute billige Bücher und — teuersten Schund in äußerlich allerfeinster Aufmachung. Solange du noch nicht durch jahrelanges, planmäßiges Lesen (siehe vorige „Deutsche Stunde!") so erfahren bist, daß du selbst den Wert oder Unwert eines Buches erkennst, gibt es nur ein Schutzmittel: Suche Rat und Belehrung bei Kundigen! Lege jedes Buch erst deinen Eltern vor! Jeder Lehrer wird dir gern Ratschläge geben, auch wenn du längst aus der Schule bist und einst nicht sein Schüler warst. Die Verkäufer in guten Buchhandlungen werden dich beraten; dort kannst du auch ohne Entgelt Verzeichnisse guter Literatur (Lesestoff) erbitten, die sachkundige Jugendschriften-Ausschüsse aufgestellt haben. Arbeite so ernsthaft an deiner Erziehung zum rechten Leser, dann wirst du von Jahr zu Jahr selbständiger werden und Genuß und Gewinn vom Lesen haben!

Sei bei der Auswahl deines Lesestoffes nicht einseitig! Lies nicht nur Romane, nur Theaterstücke, nur Gedichte, nur einen bestimmten Schriftsteller; auch nicht immer nur das Neueste, das Spannende, das Heitere, weil es ohne größere geistige und seelische Anstrengung verständlich ist, sondern greife auch ab und zu (und später immer mehr!) nach ernsthaften Werken, die dich innerlich packen und seelisch reicher machen! Auch Lebensbeschreibungen, Reiseschilderungen und mundartliche Erzählungen, die von vielen unbeachtet bleiben, solltest du nicht übersehen. Vielleicht kannst du dir auch einmal eine Literaturgeschichte kaufen oder borgen. Das ist ein Buch, in dem das Leben und Schaffen der erfolgreichen Dichter beschrieben und ihre Werke beurteilt sind. Ein solches Buch gibt dir zugleich eine Übersicht über die Entwicklung des gesamten deutschen Schrifttums, und darüber sollte ein Deutscher doch wenigstens das Wichtigste wissen!

Wirst du nun heute noch deinen Bücherschatz durchsehen, ob sich etwa Schundschwarten darunter befinden? Werden diese heute noch im Ofen verschwinden?

Briefkasten

Zur Beachtung! Diejenigen Leser und Leserinnen der „Rama-Post", welche auf Grund einer Veröffentlichung in unserer Zeitung von andern Kindern Briefmarken oder sonstige Gegenstände im Tausch erbitten und empfangen, erinnern wir daran, daß sie zur Gegenleistung verpflichtet sind. — **„Palmin-Post" wünschen zu tauschen:** Kurt Kagerah, Altona a. d. Elbe, Friedens-Allee 67 II; Jutta Bahmann, Dresden-Laubegast, Kreinerstraße 3 pt. — **Gertrud Coblentz, K'lautern.** Wir erfüllen hiermit deinen Wunsch; du bist in unserm Bunde herzlich willkommen. Beteilige dich nur regelmäßig an unseren Preisausschreiben. Einen Preis möchtest du gewinnen! Habe etwas Geduld. Unverhofft kommt oft. Freundlichen Gruß. — **G. R., Recklinghausen.** Die Ausbildung der Flugzeugführer ist mit recht erheblichen Kosten verbunden. Bis zur Ablegung der Prüfung B, die zur Führung von Flugzeugen im gewerbsmäßigen Luftverkehr berechtigt, belaufen sich die Aufwendungen auf etwa 10 000 Mk. Die Ausbildung kann in einer Flugschule, die einem industriellen Unternehmen angegliedert ist, oder in einer selbständigen Flugschule erfolgen. Die Deutsche Verkehrs-Flugschule in Berlin-Staaken wird dir Auskunft erteilen können. Gut Flug! - **Grete Werth, Mülheim (Ruhr), Dimbeck 122,** 12 Jahre alt, wünscht mit Leserinnen der „Rama-Post" in Briefwechsel zu treten. — **J. Schülzle, Burladingen.** Karl May, der von 1842 bis 1912 lebte, schrieb spannende Reiseerzählungen mit dem Scheine des Selbsterlebten, in Wirklichkeit mit abenteuerlicher Phantasie erfunden. Er hat aber auch außer einer Amerikareise (1908) noch einige andere Weltreisen gemacht und lebte beispielsweise fast 2 Jahre lang (1899—1900) im Orient (Nord-Afrika, Kleinasien und Zeylon). — **Richard Sorbe, Bad Pyrmont.** Besten Dank für den dichterischen Erguß. Haben uns sehr darüber gefreut. Bleibe gesund und froh!

Ria Claaßen, Xanten. Wir sind schon oft in Xanten, das nach dem Nibelungen-Lied der Geburtsort Siegfrieds ist, gewesen und haben den schönen gotischen Dom mit seinen kostbaren Schätzen besichtigt. Sei stolz auf deine Heimatstadt. — Wenn du so weiter übst auf der Schreibmaschine, wirst du es bald auf eine Schnelligkeit von 80 bis 100 Silben in der Minute bringen. Guten Erfolg!

— **Kurt Wustrack, Landsberg.** Die Nordsee hat eine Tiefe von 200 Meter, die größte Tiefe der Ostsee beträgt 460 Meter. Die Ostsee ist salzarm und friert deshalb leicht zu. — **Eberhard Karnatzki, Erfurt.** Deine Mitteilungen haben uns sehr erfreut. Hoffentlich dürfen wir öfters von dir hören. Sprich mal mit deinen lieben Eltern über deinen zukünftigen Beruf. Dir und den Kindern aus Cadenberge viele Grüße. — **Fritz Engendahl, Hörgen.** Der Diamant ist das härteste Mineral und ritzt alle Körper, also auch das Platin. Platin ist so weich wie Kupfer. Wer hat die Wette gewonnen? — **Goldkäferchen von Bisselhövede.** Der philosophische Schriftsteller Friedr. Nietzsche wurde am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen geboren und starb am 25. August 1900. — **An mehrere Kinder.** Euer Wunsch wird schon sehr bald erfüllt werden. Spätestens in der Nummer 1 des neuen Jahrgangs der „Rama-Post" werden wir mit der Veröffentlichung der sehr spannenden Erzählung „Die Goldwäscher am Klondyke" beginnen. Sagt es weiter und sorgt dafür, daß ihr die einzelnen Nummern regelmäßig vom Kaufmann erhaltet.

Richtige Lösungen zu Kurzweil-Rätseln sandten ein: Pfennig, Artur, Großthiemig; Pescher, Karl, Uerdingen; Triemer, Alice, Zwönitz, Erzgebirge; Rensinghoff, Pet., Isweiler, Kr. Düren; Biermann, Karola Frankfurt a. M.-Süd; Ott, Joseph, Bamberg; Merig, Günter, Köln-Mülheim; Emmerich, Heinz, Wetzlar; Benthaus, Gertrud, Hürde; Fachinger, H., Düren; Bergmann, Karl, Offenbach; Rosenberger, Ilse, Essen; Rosenberger, Max, Essen; Riese, Wilh., Lugknitz; von der Helm, Julie, Fechenheim; Franke, Fritz, Meißen; Fix, Willi, Köln-Bickendorf; Bausback, Liesel, Karlsruhe; Birkenheier, Wilhelm, Buir; Dunstheimer, Hermine, Paderborn; Conen, Bernhard, Osterkappeln; Petersen, Herbert, Beeshow; Spanner, Otto, Braunshardt, Post Darmstadt.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: V. Mengelberg, Goch (Rhld.)